

Erkenntnistheorie wahrnahm und nicht als Weg zur Restitution der Metaphysik“ (220). Kant ist also für Schnädelbach nicht zu verstehen ohne sein Bemühen um eine Restitution der Metaphysik, selbst wenn von der Kantischen Postulatenmetaphysik s. E. heute nur das Postulat der Freiheit übrigbleibt „als metaphysische Annahme . . ., von der her wir uns als handlungs- und verantwortungsfähige Wesen a priori interpretieren“ (221). – Der Band schließt mit Beiträgen zur zeitgeschichtlichen Wirksamkeit Cohens. *U. Sieg* handelt über den Marburger Antisemitismusprozeß von 1888, in dem Cohen als Gutachter auftrat, *G. Mattenklott* beleuchtet Cohens Argumente für die Wissenschaft des Judentums und seine Erwartungen an die Kunst und *Th. Meyer* befaßt sich mit dem gespannten Verhältnis zwischen Cohens Entwurf eines ethischen Sozialismus und der sozialdemokratischen Ideologie um die Jahrhundertwende.

Soweit einige Hinweise zu den einzelnen Beiträgen dieses Bandes, der nach Meinung des Rez. durch ein Register gewiß noch gewonnen hätte und im übrigen deutlich macht, daß auch in der neueren Forschung bei der Beschäftigung mit dem Cohenschen Opus manches kontrovers bleibt. Während Holzhey etwa betont: „Wir müssen uns immer wieder vor Augen halten, daß es (Cohen) um eine allen ontologischen Ansprüchen absagende philosophische Theorie geht“ (24), findet sich bei Orlik die Feststellung: „Nicht mehr die Theorie der Erfahrung, sondern das Sein des Seienden ist . . . das zentrale Problem von Cohens theoretischer Philosophie“ (147). Während Edel der Meinung ist, Cohen könnte dem Quineschen Programm einer Naturalisierung der Erkenntnistheorie „von der Sache her durchaus zustimmen“ (197), widerspricht ein solches Programm nach Schnädelbach gerade den ursprünglichen Intentionen des Neukantianismus. Divergenzen werden schließlich auch in der Bewertung des metaphysischen Denkens deutlich. Während Holzhey mit Metaphysik einen problematischen Fundamentalismus assoziiert, billigt Schnädelbach einer Metaphysik Kantischer Provenienz durchaus eine Orientierungsfunktion zu, die der Neukantianismus zu Unrecht unterschlägt.

H.-L. OLLIG S. J.

ROHR, SUSANNE, *Über die Schönheit des Findens*. Die Binnenstruktur menschlichen Verstehens nach Charles S. Peirce: Abduktionslogik und Kreativität. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1993. 188 S.

Die Peirce-Interpretation beruhte bis in die 80er Jahre hinein auf der sehr selektiven und unkritischen Ausgabe der *Collected Papers*. Die neueren Editionen der großenteils noch unveröffentlichten Schriften des Begründers des amerikanischen Pragmatismus durch Ch. Kloesel, H. Pape u. a. werfen insbesondere ein Licht auf dessen semiotisch-erkenntnistheoretisches Werk. In ihrer nun veröffentlichten Dissertation unternimmt es R., diese Perspektive mit dem Themenkomplex zu verbinden, den Peirce unter dem Namen ‚Abduktionslogik‘ eingeführt hat. Dabei entwirft sie ein Peirce-Bild, das von einer erstaunlichen Einheitlichkeit des reichhaltigen Gedankengutes dieses ‚Universalisten‘ gekennzeichnet ist. Diese Darstellung bietet den Vorteil, daß insbesondere dem mit Peirce nicht vertrauten Leser die wesentlichen Grundbegriffe der Peirceschen Philosophie übersichtlich vermittelt werden; dem dient der 1. Teil des Buches (Kap. I–III). Die Nachteile dieses etwas sehr vorbehaltlosen Überblicks machen sich aber im 2. Teil (Kap. IV–VI) bemerkbar, vor allem im Zuge des Vergleichs zwischen Hermeneutik und der abduktiven Interpretationslogik, die R. propagiert.

In der Einleitung und im 1. Kap. gelingt der Autorin eine grobe Einordnung der Zeichentheorie in den Peirceschen Pragmatismus und eine Vorstellung der Hauptthesen des Buches: Dazu zählen die universale Bedeutung abduktiver Leistungen in mentalen Akten, die Ähnlichkeit menschlicher Realitätserkenntnis mit der Interpretation von Kunstwerken und die Nähe zwischen Hermeneutik und Peircescher Interpretationslogik bei methodischer Überlegenheit der letzteren. Es muß den Leser aber frapieren, wenn er etwa in einem kurzen Exkurs über Peirces spekulative Metaphysik (14f.) Formulierungen findet, die ihm im letzten Teil des Buches (168–170) wörtlich wieder begegnen werden. Dies zeigt, daß gerade in bezug auf die (tatsächlich schwierigen) Peirceschen evolutionären Modelle eine gedankliche Entwicklung in dem Buch nicht festzustellen ist. Interessant hingegen ist der kurze Abriss der Quellen- und For-

schungslage (24–26). Zum Ende des 1. Kap. gibt R. zu erkennen, daß ihre Lesart der von K. Oehler nahesteht, dessen Kritik an der Transzendentalpragmatik K.-O. Apels sie teilt (vgl. 26–31). – Das 2. Kap., in dem die Peircesche Zeichentheorie dargestellt wird, ist das aufschlußreichste des Buches. Es bietet sehr übersichtliche und eingängige Darstellungen etwa der verschiedenen Zeichenklassen und der ihnen zugrundeliegenden Ordnungsprinzipien (z. B. das Prinzip der Wohlordnung). Ungelöst bleibt auch bei R. das Problem des *Objektbezuges* von Zeichen: Die Peircesche Unterscheidung zwischen dem unmittelbaren und dem dynamisch wirksamen (oder ‚realen‘) Objekt wird von R. übernommen, ohne den dieser Unterscheidung zugrundeliegenden Begriff der ‚Realität‘ eingehend zu analysieren: Wenn R. sagt, daß „*Realität* auf pragmatischer Grundlage als in Zeichen repräsentierte Realität verstanden werden muß und somit grundsätzlich Interpretation ist“ (56), so bleibt unklar, wie dann überhaupt von einem realen oder dynamischen „Objekt, das kausal auf das Zeichen einwirkt“ (165) gesprochen werden kann. – Im 3. Kap. werden verschiedene Facetten des Abduktionsbegriffes diskutiert. Der Autorin gelingt mit der zeichentheoretischen Einordnung dieses Begriffes eine gute Rückbindung an den vorangegangenen Abschnitt. Doch die Abduktionsproblematik ist so komplex, daß jeder, der die Kritik an dieser genuinen Peirceschen Schlußart nur erwähnt, ohne ihr en détail nachzugehen, sich Fallschnüre spannt, über die er selbst stolpern wird. So auch die Autorin: Z. B. deutet sie an, daß Schlußarten, insofern sie den Regeln logischen Schließens genügen sollen, zu ihrer Rechtfertigung eines ‚leading principle‘ bedürfen (105 f.). Ein solches Prinzip steht aber im Falle der Abduktion nicht unmittelbar zur Verfügung; daran hat sich die tiefgreifende Kritik von L. Danneberg (*Peirces Abduktionslogik als Entdeckungslogik. Eine philosophiehistorische und rezeptionskritische Untersuchung*. In: AGPh 1988, H. 3/Bd. 70, 305–326) entzündet. Vor allem aber die Tatsache, daß Peirce im Laufe seines Lebens selbst ganz verschiedene Begründungen für den Abduktionsschluß gegeben hat, hätte die Autorin vorsichtig machen müssen. Sie wäre dem Status der diversen Abduktionskonzepte vielleicht nähergekommen, wenn sie sie mit den Mitteln der formalen Logik kurz charakterisiert hätte. Damit ist keine logizistische Interpretation Peirces gefordert. Doch hat sich Peirce selbst immer als Logiker verstanden. Wenn R. – mit dem späten Peirce – dessen frühe, wahrscheinlichkeitstheoretische Begründung der Abduktion durch eine ‚plausibilitätstheoretische‘ ersetzen will (97), so wäre der Leser zumindest für eine Klärung des Begriffes ‚Plausibilität‘ dankbar gewesen, wenn er schon auf die Gründe verzichten soll, die die Wahrscheinlichkeitserwägungen des frühen Peirce aufzulegen nötigen. Bezeichnend ist, daß R. an kaum einer Stelle die *New Elements of Mathematics*, die Sammlung wichtiger logisch-mathematischer Schriften von Peirce erwähnt. Neben dem formallogischen hätte sich auch ein historischer Zugang, d. h. eine Einordnung in die Methodendiskussion des 19. Jahrhunderts angeboten. R. zeichnet statt dessen das Bild einer unendlich kreativen, jede Erkenntnis bestimmenden abduktiven Fähigkeit des Menschen. Hier wiederum fehlt eine klare erkenntnistheoretische Analyse. Der Rekurs auf die Semiotik ist zwar hilfreich, aber nicht völlig befriedigend, zumal Peirce seine eigene Zeichenlehre in eben dieser Auseinandersetzung mit klassischen Erkenntnistheorien entwickelt hat.

Lassen sich die ersten drei Kapitel immerhin als zwar unkritische, aber relativ umfassende Darstellung der Peirceschen Abduktionstheorie und deren semiotischer Einordnung lesen, so verliert sich die Darstellung der Hermeneutik, die R. im 4. Kap. gibt, in Einzelaussagen. R. hält den ‚hermeneutischen Zirkel‘ für „eine Methode, mit der sich ein Verstehensprozeß realisiert“ (129). Nun hat doch vermutlich Heidegger manch Wichtiges zu diesem Thema beigetragen und gerade darauf hingewiesen, daß dieser Zirkel nicht in erster Linie als Methode verstanden werden darf, sondern zur Vorstruktur des Daseins gehört (*Sein und Zeit*, §32). R. hingegen, die von Heidegger allein aus der Perspektive Gadamers berichtet (im Literaturverzeichnis sucht man den Namen Heidegger vergeblich) möchte den Zirkel in einen zyklischen, interpretativen Iterationsprozeß einbinden. So könne der Methodendualismus zwischen Natur- und Geisteswissenschaften aufgehoben werden, weil der Verstehensbegriff um ein Erklärungskonzept ergänzt werde (vgl. 129–139). Der hermeneutische Zirkel soll also aufgenommen werden in Peirces Konzept einer infiniten Semiose. Peirce wird dadurch zu einem

‚besseren‘ Hermeneutiker. Das entstehende Philosophiegemisch aber verkennt wesentliche Charakteristika der Peirceschen genauso wie der hermeneutischen Philosophie (die so einheitlich schließlich auch nicht ist). R. mißversteht das Ziel der Hermeneutik als das Verstehen von Bedeutungen; hier wären tatsächlich eher semiotische Konzepte gefordert (und zur Klärung der Frage, was ‚Bedeutung‘ überhaupt bedeuten kann, auch sprachanalytische Ansätze). Der Hermeneutik geht es aber eher um die Artikulation der Erfahrung von *Bedeutsamkeit*. – Im 5. Kap. soll die Abduktion für eine Theorie ästhetischer Texte fruchtbar gemacht werden. Das ist ein hochgestecktes Ziel. Doch hier wird der Abduktionsbegriff so weit ausgelegt, daß mit ihm kaum noch sinnvoll gearbeitet werden kann: „Es (sc.: das rezipierende Subjekt) ist gezwungen, sein kreatives Potential dazu zu benutzen, sich abduzierend/interpretierend dieses Universum überhaupt erst einmal zu *erschaffen*“ (141). Gemeint ist hier die Erschließung textueller Welten. Dieser Ansatz erscheint lohnend, er hätte aber auch durchgeführt werden müssen. Dazu wäre es hilfreich gewesen, wenn der Leser wenigstens in Andeutungen darüber informiert worden wäre, welche Vorteile der Abduktionsbegriff gegenüber anderen Ausgangspunkten der Interpretationstheorie haben soll (P. Ricoeur etwa wählt dazu den Begriff der Metapher). Das abschließende 6. Kap. greift die in dem Buch behandelten Thesen noch einmal auf, ohne ihnen neue Aspekte anzufügen.

In ihrem Buch hat R. versucht, einen weiten Bogen zu schlagen. Mit einer sich selbst beschränkenden, aber genauen Untersuchung insbesondere des Abduktionsbegriffes hätte sie ihrer Sache mehr gedient.

A. RICHTER

BLONDEL, MAURICE, *L'Action* (1893). Essai d'une critique de la vie et d'une science de la pratique (Quadrige). Paris: P. U. F. 1993. XXV/495 S.

Die Neuauflage von Maurice Blondels „Action“ in der Quadrige-Reihe der Presses Universitaires de France stellt dieses Werk im hundertsten Jahr seines Erscheinens in eine Reihe von Neuauflagen großer Klassiker der neueren französischen Geistesgeschichte, – neben die Werke H. Bergsons, G. Bachelards, É. Durkheims, H. Focillons u. a. Schon das verdient einen Hinweis, tut sich Frankreich doch seit 1893 ziemlich schwer mit seinem großen katholischen Denker, wie aus dem Protokoll der Thesenverteidigung und aus den Ereignissen um den beruflichen Anfang Blondels zu belegen ist. – Die Taschenbuchausgabe ist im übrigen ohne alle Beigaben gedruckt. Gegenüber der Neuauflage von 1950 – die im Impressum fälschlich „1re édition“ heißt – sind nur die Errata ausgemerzt. Der reine Nachdruck ist ansonsten in diesem Fall ein Vorzug, da alle französischen Ausgaben damit die gleiche Paginierung aufweisen, die in der neuen italienischen (Milano 1993) und englischen bzw. amerikanischen (Notre Dame 1984) Übersetzung ebenfalls angegeben ist, so daß die handliche Studienausgabe in allen Belangen empfohlen werden kann. Zu hoffen bleibt, daß die angekündigte Gesamtausgabe bald eine kritische Edition des Werkes bringt, – hoffentlich ebenfalls mit Beigabe der nunmehr klassischen Paginierung.

A. RAFFELT

WILMER, HEINER, *Mystik zwischen Tun und Denken*. Ein neuer Zugang zur Philosophie Blondels (Freiburger Theologische Studien 150). Freiburg: Herder 1992. 277 S.

Deutschsprachige Arbeiten zu Maurice Blondels (Bl.) komplexen Gedanken sind Mangelware. Wenige setzen sich dem Wagnis aus, die Spur dieses bedeutenden metaphysischen Denkweges aufzunehmen und sich auf seine schwierige Sprache einzulassen. Umso mehr Beachtung verdient die inhaltlich hervorragende fundamentaltheologische Freiburger Dissertation von Heiner Wilmer, die versucht, über die in der Forschung noch unbeantwortete Frage nach dem Mystikverständnis einen Neuzugang zur Philosophie Bl.s zu finden.

Die dicht geschriebene Arbeit gliedert sich in drei unterschiedlich lange und gewichtige Teile: In einem (I) ersten einleitenden Teil legt Vf. sein Ziel, seine Methode und die Quellen Bl.s dar und zeichnet schlaglichtartig die bewegte Mystikdiskussion der Jahrhundertwende nach. Der expositionelle und – etwas unausgeglichen gegliederte – zweite Teil (15–167) analysiert die Mystikauffassung Bl.s, die im dritten Teil (167–255)